

# *Zweifel*

*2022*

BECOMEYOURSELF

Ich habe nun meine erste Studienwoche hinter mir. Ich habe nur zwischendurch ab und zu ein wenig gelesen, ansonsten mich aber vollständig auf die gegebenen Aufgaben gestürzt. Sie ist schnell vergangen und ich weiß eigentlich gar nicht so Recht wie mir geschah. Ich habe nur wieder einmal ein großes Problem meiner Persönlichkeit festgestellt. Ich bin zuweilen zu verbissen, um Probleme mit dem klaren Kopf des kalten Verstandes angehen zu können – jeder Nerv spannt sich in mir, um sich an der Problemlösung zu beteiligen, doch wie ich so wie ein Tier vor dem Sprung auf der Lauer liege und des Augenblickes harre, der mich als Ganzes beansprucht, da vergeht die Zeit und mein Verstand weiß weder aus noch ein – er ist kein Element des Kampfes, weil er kein Element des Tieres ist. Ich bin wohl noch zu viel Soldat und auf seine Revolution wartender Jugendlicher um mit der Sicherheit und Leichtigkeit dessen diese Aufgaben zu betrachten, der sich an ihnen probiert, aber nicht zwangsweise eine Lösung erwartet. Ich bin von Beginn an darauf ausgelegt jedes Problem mit der Schärfe und dem Ernst der Endgültigkeit anzugehen – mir fehlt die Gleichgültigkeit. Mir fehlt die Ruhe. Ich bin noch so sehr Geist, dass der Geist sich selbst gar nicht zu Verstand kommen lässt, vielmehr allein durch Willens-

stärke meint, jedes Ding bis auf den Grund durchbohren zu können – wenn nötig mit Gewalt. Ich kenne kein Spiel, nur den nackten Kampf – ich kenne keine Leichtigkeit – nur die Schwere des Augenblickes – so plage ich mich mit der Anspannung des Kriegers durch Aufgaben, die von Übungsnatur sein sollten, und nicht fordern, was ich hinein zu stecken gewillt bin. Ich kann nichts Anderes als jeden Augenblick mein Leben dahinschenken – alles andere erschiene mir sinnbefreit. Ich zweifle zum wiederholten Male an der Leistungsfähigkeit meines Gehirns – vermag ich es manchmal nicht zu nützen, oder ist die Kapazität einfach ausgelastet? Ich habe gelernt meinen Kopf auszuschalten, nun muss ich ihn wieder einschalten lernen. Der Jugendbund wirft mir große Fragen auf. Ich liebe ihn und die Gemeinschaft, zu der er sich entwickelt hat, doch halte ich seine Nähe nur mehr bedingt aus – zu viel Auftrag, zu viel innere Bereitschaft ist er mir geworden, als dass ich im gemeinsamen Kochen, Spielen, Tanzen und Singen Befriedigung finden könnte – ich muss die Flucht ergreifen, weil alles in mir nach Betätigung schreit, sich in mir alles aufbäumt gegen den Wahn der Welt, den wir zu erkennen und dem wir zu entfliehen wissen – der uns aber so unnahbar erscheint, dass jeder Akt der Befreiung, jeder Gedanke

des Sturzes als unmöglich abgetan und in das Reich der Träume und Sehnsüchte verbannt wird. Ich kann das nicht akzeptieren, ich will es nicht, weil es der Leugnung meines Daseins entspräche, die Welt ihrem Schicksal zu überlassen und bewusst die Kreise des Wirkens und den Anspruch der Reichweite auf verschwindende Kreise zu beschränken. Ich habe in den letzten Wochen viel erkannt. Mir ist aufs Neue bewusst geworden, dass wir den Begriff der Elite missbraucht hatten. Eine Elite bestimmt ohne Zweifel die Gesicke der Welt, doch wir haben zu Ihr nicht einmal im Entferntesten Sinne Kontakt – wir sind nicht einmal im Sinne gewöhnlichen Verständnisses Elite, weil es dazu der unermüdlichen Betätigung des Einzelnen bedürfte, wo der Zwang von außen fehlt. Wir können dieser Welt nur Impulse geben, den Menschen dieses Landes nur dienen, wo wir einrücken in Ebenen, die den Einfluss auf ein größeres Umfeld zulassen. Das ist selbsterklärend. Nur dort finden wir den Rahmen, die Möglichkeiten und die Mittel, um gestalten zu können, Entscheidungen zu treffen, und einen Grund zu bauen, der weit mehr Menschen ermöglicht an Gleichem teilzuhaben. Es ist einfach zu verstehen, und doch ist es ein langer Weg, und niemand weiß, ob er am Ende findet, was er finden will. Der Weg nach oben

blieb schon immer ein steiler Grat. Mancher fällt, mancher irrt verzweifelt durch schroffe Geröllfelder ohne Sicht auf Weg und Gipfel. Aber wer wären wir, wenn wir es nicht versuchten? Oder in den Worten eines großen Filmcharakters gesprochen: „Wer wäre der Mann, der nicht versuchte, die Welt zu verbessern?“ – Es hört sich so plump an, so einfach, fast naiv – und doch – wer ermisst welchen Weg dieses Ziel zeichnet, der verstummt schon bald vor den Anforderungen, vor den Gefahren, vor den 1000 Mal 1000 Gründen umzukehren, Halt zu machen, zu verweilen – vor denjenigen, die gebrochen, entstellt, und von Leid verzerrt, in den Trümmern ihres Unterganges kauern und Zeugnis geben von dem Willen, der sich selbst überbot; von der Wette, die sich selbst übertraf; von dem Anspruch, der sich in die Höhe stemmte, und als ihn die Kraft verließ, noch gierig sein eigenes Herz zerfraß. Schatten und Tote, Fetzen und Scherben trug der nächste Wind vom abgestürzten Hang zu Tal und es regnete über der Stadt wie Asche das Schicksal derjenigen, die das Schicksal versuchten. Es hat keinen Wert sich aufzuheben. Es hat keinen Wert die Asche aufzulesen und in Vitrinen Kindern und Schaulustigen zu präsentieren; den einen als Mahnung, den anderen als stilles Feuer. Es hat keinen Wert ihr eine Auf-

merksamkeit zu schenken, die sie nicht verdient und den Leidenden trifft sie wie glühendes Eisen. Tut doch etwas! – Aber schaut nicht so! – Schadenfreude der Unverständigen stochert in den Wunden der Gescheiterten. Spart euch euer Mitleid! – Versucht euch lieber! – Sie würden es schreien, doch kein Wort dringt aus ihrem getrockneten Mund und Hohn und Spott der Vernünftigen hämmern ohne Gnade auf den Dorn der Verachtung, der den Rest des Herzens in Teile zerspaltet. Es ist keine Würde darin auf den Gefallenen zu treten und ihn in seiner Schmach zu baden. Versucht es doch selbst! –

Aber sein Wort ist gebunden und seine Stimme dringt nicht mehr zu jenen, die ihn umtänzel.

Wohin führt der Weg? – Wohin führt mein Weg? – Ich habe ihn aus den Augen verloren und zu sagen, ich hätte eine Ahnung, wohin er mich in dem nächsten Jahrzehnt schon trägt, ist eine Lüge. Oder wie ein alter weiser Hobbit zu sagen pflegte: Es ist eine gefährliche Sache, die Füße vor die Haustür zu setzen, denn du weißt nicht, wohin sie dich tragen.

Ich nun habe keine Haustür. Es gibt nichts, wohin ich zurückkehren kann. Ich bin auf mich allein gestellt. Der Ju-

gendsbund wird immer eine Familie sein, in die ich zurückkehren werde, so lange mein Weg sich durch Deutschland schlägt. Doch er ist nicht mein Zuhause. Wohl eher meine bessere Hälfte. Aber er bestimmt nicht die Entscheidungen, die ich für mich treffe. Nicht mehr – dafür ist er – zu klein. Ich kann auf ihn nur noch bedingt Rücksicht nehmen. Er ist mir nicht alles. Er ist eines von vielen, doch mein Leben zielt darauf hin, sich einer größeren Gemeinschaft zu verschreiben. Ihr gilt mein Weg und ihr gilt meine Treue. Ich bin für sie bereit, wenn sie mich abrufen, doch bis dahin werde ich mich gedulden und mein Bestes geben. Was ist es? Mich selbst. Mehr kann kein Mensch geben. Ich muss hart an mir arbeiten. Ich bin lange noch nicht bereit. Ich muss lernen klarer zu denken, kälter. Die Empfindsamkeit meines Herzens als innere Wärme erhalten, doch den Trotz, der mich gegen das Schicksal drängt, zu beherrschen lernen. Er hindert mich, wenn Klarheit gefordert ist.

Und schon ist es wieder dunkel geworden. Die Tage verschwinden. Ruhe senkt sich über das Land. Die kalte Luft kündigt den Herbst an. Es brennt immer noch eine Sehnsucht in mir. Wohin zieht sie mich? – Heute habe ich erfahren, dass in dem einen burgähnlichen Gebäude der Universität bis in die DDR ein Gefängnis war. Ich sah durch

den Torbogen in den Innenhof und die flachen Hauswände empor. Es brauchte nicht viel Phantasie, um die zahlreichen Fenster vergittert zu sehen. Einige wenige Tafeln und Bilder genügten mir, um mich kurz wieder ein Jahr zurückzuversetzen – Einschleusung, Wachen, knallende Tore, Gitter, Türen, die sich von außen öffnen, der Käfig, der uns umfängt und die Wand im Rücken – keine Waffe griffbereit – schonungslos dem Staat ausgeliefert. Harte Hände, Handschellen, fallende Schlösser und Riegel. Die Fenster flehten nicht um Gnade, sie erbaten sich Verständnis, für die eingekerkerten Seelen, die dahinter kauern, ihr Gesicht in die gefrorenen Gitterstäbe pressen, um über das Dach gegenüber einen Stück vom Himmel und der Sonne zu erhaschen. Es ist widerlich. Es ist zum Verrücktwerden. Wie viele Mütter haben hier auf ihre Männer, wie viele Kinder auf ihre Väter gewartet? Wie viele zählten Jahre an den Wänden, um sich die Hoffnung zu erhalten? – Wie viele Schreie musste dieser Stein ertragen, ohne zu zerbersten? Wieviel Wimmern und Klagen verschluckten diese Mauern, ohne die Augen nur einmal aufzuschlagen und dem Gequälten Antwort zu stehen? Niemand dürfte es wagen sie zu brechen und den Steinmühlen der Wiederverwertung zu übergeben, sind sie doch Mahnmal einer Schande, die ihren Schatten über alle menschlichen Errungenschaf-

ten bis heute wirft. Blut und Tränen und das Geräusch von kratzenden Fingern an rauen Fliesen zerstäubt keine Zeit. Ich schaue auf diese Mauern und es gruselt mich. Ich sehe ein Bild des Menschen, das ich sonst nicht kenne – blöd und gleichgültig. Sind wir zu allem fähig? Wann sträuben wir uns? –

